



K



de | constructing female bodies
re



DE | RE CONSTRUCTING
FEMALE BODIES

www.dieKunstsammlung.at

VORWORT

Das Nachjagen eines von der Gesellschaft propagierten Schönheitsideals bestimmt den Alltag und das Leben vieler Frauen. Bewusst oder unbewusst wird der Eindruck vermittelt, dass durch Zeit, Arbeit, Disziplin und Geld ein vermeintlich perfekter Körper für jede erreichbar ist. Doch was ist schön? Und was ist hässlich? Wer definiert diese Begriffe und was passiert, wenn der gesellschaftlichen Norm von Schönheit nicht entsprochen wird?

Das interdisziplinäre Projekt der Kunstsammlung des Landes OÖ vereint drei Künstlerinnen, die sich aus feministischer Perspektive mit diesen gesellschaftskritischen Fragen beschäftigen: Die bildenden Künstlerinnen Dagmar Höss und Sabine Duty sowie die Literatin Lisa-Viktoria Niederberger hinterfragen mit ihren eigenen künstlerischen Mitteln Ansprüche und Erwartungshaltungen, mit denen Frauen in einer durchwegs medialisierten Zeit konfrontiert werden. Doch sind wir vielleicht mehr als unser Körper?

*1969, lebt und arbeitet in Wien. Hat nach Abschluss der Modeschule Hetzendorf eine Ausbildung zur Kunsttherapeutin an der Wiener Schule für Kunsttherapie absolviert.

Nach einigen Gastsemestern an der Akademie der bildenden Künste, unter anderem bei Wolfgang Marx, schloss sie 2016 den Masterlehrgang an der Donau Universität Krems, „Spirituelle Begleitung in der globalisierten Gesellschaft“ mit einem Master of Arts ab.

Nach regelmäßiger Ausstellungstätigkeit seit 1985 arbeitet sie seit 2019 ausschließlich als freischaffende bildende Künstlerin. Mit ihren Werken ist sie in diversen Sammlungen und Galerien vertreten.

www.duty.at

SABINE DUTY





I am the love that I am looking for

Öl/Leinwand

Ø 50 cm

Das zentrale Thema in Sabine Dutys Arbeiten ist der Mensch, seine Körperlichkeit und Gefühlswelt sowie sein gesellschaftliches Umfeld.

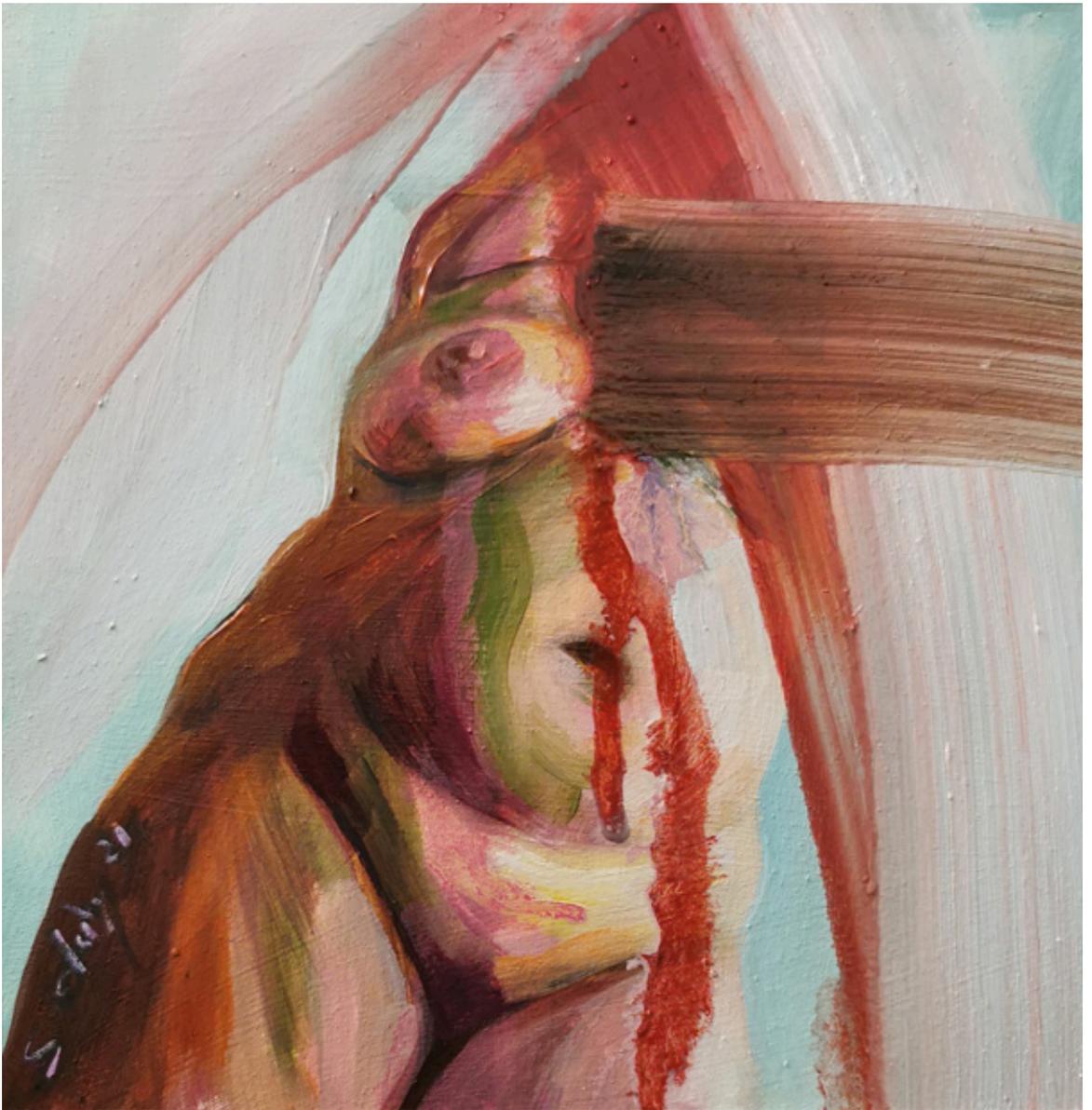
In ihrem künstlerischen Prozess konzentriert sie sich darauf, sich selbst und ihre Mitmenschen aufmerksamer wahrzunehmen. Ihre Grundlage dabei ist eine wertefreie Interpretation der Realität und der Seele des Motivs, welche durch ihr Gespür für Farbe und Textur zum Ausdruck gebracht wird.

In ihrer jüngsten Werkserie widmet sich die Künstlerin mit beeindruckender Schonungslosigkeit dem weiblichen Körper, seinen Veränderungen im Laufe der Zeit und den Spuren, die das Leben an ihm hinterlässt auf stets achtsame und lebensbejahende Art und Weise.

Im Gegensatz zu vorherigen Werkgruppen konzentriert sich Duty in ihren aktuellen Arbeiten fast ausschließlich auf den menschlichen Körper, ohne dabei das Gesicht der Gemalten abzubilden. Aus Scham? Als Schutz?

Die Authentizität ihrer Modelle/Motive wird in ihrer realistischen Malerei für die Betrachtenden greifbar. Ihre Arbeiten polarisieren, spricht sie mit ihnen doch sehr persönliche und auch gesellschaftskritische Themen an. Gleichzeitig zeigt sie, wie schön und begehrenswert ein Körper sein kann, auch, wenn er nicht den gesellschaftlichen Normen entspricht.

Ihre körperlichen Malereien vermitteln die Botschaft, dass die Akzeptanz des eigenen Körpers weit wertvoller ist, als die Last der Norm, die uns von außen auferlegt wird.



Tag 18
Öl/Leinwand, 2021
15 x 15 cm

Tag 9
Öl/Papier, 2021
15 x 15 cm



Tag 19
Graphit, Buntstift/ Papier, 2021
15 x 15 cm







Selfcare
Öl/Leinwand, 2021
116 x 81 cm

Kneading
Öl/Leinwand, 2019
40 x 50 cm



Gaia's best
Öl/Holz, 2020
27,7 × 21,4 cm



Friendly reminder: Keep your distance

ÖI/Holz, 2020

30 x 40 cm

*1988, lebt und arbeitet in Linz. Hat in Salzburg Kunstgeschichte und Germanistik studiert und als Redakteurin der Literaturzeitschrift *erostepost*, als Buchhändlerin und beim freien Radio gearbeitet.

Das literarische Debüt „Misteln“, ein Kurzprosaband, ist 2018 in der *edition.mosaik* erschienen. Preise und Auszeichnungen: u.a. ÖÖ Talentförderungsprämie 2019, Startstipendium 2021, Kunstförderpreis der Stadt Linz 2021 und Theodor-Körner-Förderpreis 2021. Gegenwärtig Studium der Kulturwissenschaften an der Kunstuniversität Linz, Arbeit am Romandebüt und Kinderbuchprojekten, schreibt außerdem Rezensionen und kulturjournalistische Beiträge für regionale Medien.

LISA-VIKTORIA
NIEDERBERGER



WIE WIR SIND

Mit zwölf darf ich das, was wir „rausgehen“ genannt haben. Im Puchenu der frühen Nullerjahre bedeutet das: Meine Freudinnen und ich kaufen uns bei der Tankstelle die aktuellen Ausgaben von *Mädchen* und *Bravo Girl!* und nehmen außerdem noch eine Schachtel Memphis Blue light „für unseren Papa“ mit. In der Au an der Donau, versteckt vor Erwachsenenaugen inhalieren wir beides gierig. Wir lesen und lernen, wie wir uns den *sexy* Kussmund malen, wie uns *jeder Boy knutschen will*, wir vergleichen unsere 45-Kilo-Körper. Bin ich ein Apfel oder eine Birne, darf ich so eine Hose mit meiner Figur tragen? Melanie sagt: „Meine Mama hat eine Birnenfigur, hoffentlich ist das nicht genetisch“, und alle nicken betroffen. Wir wünschen uns Pfirsichhintern, noch mehr als einen Boy zum Knutschen. Wir tigern in großen Mädchengruppen von zum Drogeriemarkt bei der Zugstation. Die Verkäuferinnen kennen uns schon und seufzen. Sie wissen, dass wir die nächste halbe Stunde laut und hysterisch über Lipgloss reden werden, dass wir kichern, und vielleicht ahnen sie, dass manchmal die Mutigen von uns eine Wimperntusche oder einen Perlglanz-Labello in den Tiefen unserer Eastpak-Rucksäcke verschwinden lassen. Sie tolerieren uns, weil sie wissen: wir kaufen auch.

Wir bekommen Taschengeld, wir geben es aus. Wir kaufen das neue Waschgel mit den Peelingperlen, tubenweise Flüssig-Make-up (aus Prinzip zwei Nuancen zu dunkel) und passend dazu: Selbstbräuner, den wir uns später am Spielplatz hinterm Einkaufszentrum auf die Beine schmieren. Wir bunkern Glitzerlidschatten, Metallic-Optik ist in.

Wir zählen die Tage bis zur nächsten Disco im Jugendzentrum und debattieren, welche Schminke am besten zu welchem unserer *supercuten Sommertops* von Fishbone passt. Alles muss stimmig sein. Alles kostet Geld. Wir haben Geld, und wir sind unsicher. Unsere Körper verändern sich andauernd, wir sind wütend und traurig, wir hängen im Purgatorium der Adoleszenz fest, in unseren Discmans singt Britney Spears *I'm not a Girl, not yet a Woman* und wir fühlen es. Wir bauen uns Rüstungen aus Push-up-BHs und Polyestertops. Wir schminken unsere Unsicherheit weg: der Lidstrich als Kriegsbemalung – unsere Feindinnen sind wir primär selbst. Meine Oma sagt: „Schmier dich nicht so an!“, zu mir und „Das macht die doch für die Buben!“, zu meiner Mutter. Ich bestehe aber darauf: Ich schminke mich nur für mich.

Im ersten Lockdown bin ich 32 und lerne mein ungeschminktes Gesicht kennen. Bis zum dritten dauert es, bis ich es aushalte und erst 2022 kann ich mich vor die Kamera setzen, ohne mir vorher zumindest die Augenbrauen und die Wangen gepudert zu haben. Ich will nicht, dass die Kolleg*innen im Zoom-Call denken, ich würde mich gehen lassen, nur weil Pandemie ist.

Ich bin Autorin und Kulturwissenschaftlerin. Ich habe mich in den letzten Jahren viel mit Gender Studies beschäftigt. Ich weiß viel über die Zusammenhänge zwischen Körperwahrnehmung und kapitalistischen Interessen, aber das bedeutet nicht, dass ich auf dieses Wissen immer zugreifen kann. Ich weiß mittlerweile viel über Cellulite, aber das war nicht immer so. Ich erinnere mich daran, wie ich das erste Mal Cellulite im Museum sah. Wir waren 15, sind mit dem Sommerticket der ÖBB nach Wien gefahren, weil wir ins Naturhistorische Museum wollten. In der Gemäldegalerie haben wir gecheckt, dass wir im falschen Haus sind. Meine Freundinnen und ich, wir haben uns das „Pelzchen“ von Peter Paul Rubens angesehen und

uns geekelt. Vor dem faltigen Bauch, der Speckrolle unter seinen Achseln, den Dellen auf seinen Oberschenkeln und seinen Knien. Wir wollten nie so werden, so fett, so grauslich. Ich sehe mittlerweile genauso aus, und manchmal ist das ein Problem. Cellulite hat eine wichtige Funktion, sie ist ein Fettdepot, angelegt, um Mutter und Kind in Schwangerschaft und Stillzeit mit notwendiger Energie versorgen zu können.

Das Buch, „What Paintings Say. Beautiful Nudes“, widmet sich ausführlich der Darstellung nackter weiblicher Körper über die Jahrhunderte. In der Kunst der Gotik ist der weibliche Bauch ein so zentraler Punkt der Bilder, dass er oft weiter vorsteht als die Brüste. Auch in Renaissancegemälden werden Betrachter*innenblicke häufig durch die Bildkomposition auf den Bauch gelenkt, entweder weil er sich genau im Zentrum der Darstellung befindet oder die Hände der Dargestellten die Blicke dorthin führen. „[...] the belly, the symbol of fertility and procreation, remained the focal point of the female body“¹, schlussfolgern die Autor*innen Rose-Marie und Rainer Hagen. Die Fähigkeit des weiblichen Körpers sich zu reproduzieren, das Annehmen und Gut-Finden der dazugehörigen körperlichen Marker, wie Bauch, Hüften, Cellulite, und das Aufnehmen dieser Marker in das gängige Schönheitsideal, so interpretiere ich mittlerweile die Dellen auf den Schenkeln der Rubensfrauen. So kann es gewesen sein, für lange Zeit, bis sich zwischen den beiden Weltkriegen maßgeblich etwas verändert hat. In ihrer Doktorarbeit zum Thema Cellulite schildert die italienische Geisteswissenschaftlerin Rossella Ghigi einen frappanten Anstieg von Beiträgen über „Heilmittel“ gegen Cellulite in französischen Frauenzeitschriften. Auch besorgte Briefe von Leserinnen, die ihre diesbezügliche Unsicherheit und Scham schildern, tauchen erstmals auf.²

1 Hagen, Rainer und Rose-Marie, What great paintings say. Beautiful Nudes, 2018, S. 40.

2 Vgl. Daycard, Laurène: Die Erfindung der Cellulite, 2016.

Bereits 1933 veröffentlichte eine Frauenzeitschrift, deren Herausgeber zufällig auch der Gründer der L'Oréal-Gruppe war, einen langen Bericht über die „Krankheit“.³ Was jahrhundertlang als normal betrachtet wurde, war plötzlich ein Schandfleck und Mythen von entzündetem Gewebe, von toxischen Schlacken wurden erfunden, sie halten sich in unseren Köpfen bis heute. Jahrzehnte später titelte die US-amerikanische Zeitschrift *Vogue* „Cellulite, the new word for the fat you couldn't lose before“⁴.

Kluge Ökonom*innen haben also erkannt, dass, obwohl Männer statistisch gesehen, die mit dem höheren Einkommen sind, primär Frauen im Rahmen ihrer Care-Tätigkeiten das Kapital verwalten. Wer das volle Marktpotential von Frauen ausschöpfen möchte, muss nur alle ihre Konsumbedürfnisse stillen, insbesondere die nach Produkten, die sie von ihren „Schandflecken“ befreien. Was für ein Erfolgskonzept! Die Schönheitsindustrie verfügt über einen der genial-gemeinsten Marketingmechanismen überhaupt. Sie zeigt Menschen, primär Frauen und weiblich gelesenen Personen, Mängel an ihren Körpern auf. Mängel, die beseitigt werden müssen. Gottseidank bietet die gleiche Industrie sofort Lösungen für das Problem. In „Fleischmarkt. Der weibliche Körper im Kapitalismus“ hat die britische Theoretikerin Laurie Penny das Problem in einem prägnanten Satz zusammengefasst: „Wenn alle Frauen der Erde morgen früh aufwachen und sich in ihren Körper wirklich wohl und kraftvoll fühlen, würde die Weltwirtschaft über Nacht zusammenbrechen.“⁵

3 Vgl. ebd.

4 Herbst, Hanna: *Feministin sagt man nicht*, 2018, S. 105.

5 Penny, Laurie: *Fleischmarkt. Weibliche Körper im Kapitalismus*, 2012, S. 9.

Allein für den deutschen Kosmetik- und Körperpflegemarkt wird für 2022 ein Umsatz von fast 16 Milliarden Euro prognostiziert.⁶ Eine große Summe, die aber weder Körperdienstleistungen wie Frisörbesuche noch Schönheitsoperationen, Diätahrung und Kleidung umfasst. Aus unserer Unsicherheit wird massiv Profit geschlagen. Der Jahresumsatz der europäischen Diätindustrie wird auf 100 Milliarden Euro geschätzt.⁷ Suzie Orbach hat das dazugehörige Problem in ihrem Buch „Bodies. Im Kampf mit dem Körper“ entlarvt: „Wir sehen uns nicht als das Opfer einer Industrie, die uns ausbeuten will. Im Gegenteil, wir werden dazu gebracht, das Problem umzudeuten und auf uns zu nehmen: An mir ist etwas verkehrt, das ich durch Bemühen – Training, Geldaufwendung und Wachsamkeit – in Ordnung bringen kann. Ich kann meine Problemzone(n) korrigieren.“⁸

Ich weiß das. Aber im Licht von Umkleidekabinen vergesse ich es, da reagiert das Herz und nicht das Hirn. Wie alle Menschen will auch ich doch nur geliebt und angenommen werden, und unsere Sozialisation sagt uns: je schöner du bist, desto leichter wird dir das fallen. Ich weiß also, dass dieser, dass mein Körperhass absichtlich erzeugt wird, weil jemand, weil das System, der Markt – dieses abstrakte Monster – möchte, dass ich Slimfit-Drinks kaufe, Bauchwegunterhosen, dass ich mein Geld für Fettabsaugung und Fitnessstudio-Abos ausbebe. Wir sind lange genug von Werbung und anderen Medien gehirngewaschen worden. Ich weiß das und trotzdem denke ich in diesen Umkleidekabinen-Momenten: Mein Körper, der ist nicht gut genug. Ich bin nicht gut genug. Ich weiß das. Unsicherheit als effektive Marketingmaßnahme, ich weiß das. Ich

6 Vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/699406/umfrage/umsatzprognose-im-deutschen-kosmetik-und-koerperpflegemarkt/>, aufgerufen am 17.9. 2022.

7 Michelberger, Melodie: Body Politics, 2021, S. 72.

8 Orbach, Suzie: Bodies. Im Kampf mit dem Körper, 2021, S. 141.

weiß das, und trotzdem hasse ich mein Doppelkinn und habe manchmal Angst vor der Zukunft, frage ich mich, ob ich mit fünfzig noch einen Hals haben werde. Ich hasse Profilaufnahmen von mir.

Ich weiß: Körper verändern sich. Kleinkinder haben noch keine Kniescheiben. Fettpolster kommen und gehen, je nach Bedarf. Nasen und Ohren wachsen ein Leben lang. Mein Körper hat sich sehr verändert, zehn Kilo in zehn Jahren. Manchmal finde ich das schön, da mag ich diese neuen weichen Stellen, fühle mich weniger zerbrechlich als mit zwanzig, und wer will das schon sein: fragil. Das ist ein Schönheitsideal aus der Zeit der Corsagen. Ich möchte atmen können, mich bewegen. Wenn mir aber auffällt, dass plötzlich alle meine Freundinnen, auch die mit Kindern, dünner sind als ich, schwitze ich. Ich, die sich immer gefreut hat früher, wenn ihr Untergewicht unterstellt worden ist, verschenke jetzt mit blutendem Herzen Lieblingskleidungsstücke an Teenagerinnen, weil sie spannen, weil Knöpfe und Reißverschlüsse meine neuen Feinde sind. Ich erinnere mich an die Komplimente von früher: meine Hüftknochen, die man gespürt hat, die Prägung meiner Schlüsselbeine. Dieser neue, erwachsene Körper ist zwar schwerer, aber auch stärker. Er ist nicht nur resilienter, sondern fällt auch viel seltener in Ohnmacht. An vielen Tagen fällt es mir dennoch schwer ihn zu akzeptieren, und wenn ich dann in den sozialen Medien von *Body Positivity* lese, möchte ich mein Handy an die Wand schmeißen.

Die #bodypositivity-Bewegung geht zurück auf den Online-Aktivismus Schwarzer Frauen. Ihr Vorläufer, die *Fat-Acceptance* wurde in den 1960ern von dick_fetten Frauen (das ist die wertfreie Selbstbezeichnung) begründet. Bei sogenannten *Fat-ins* im Central Park in New York wurden Diätbücher verbrannt und gemeinsam gegessen.⁹ „Die Fat-Acceptance-

9 Vgl. Michelberger, S. 124.

Bewegung bedeutet, auf gesellschaftliche und selbststärkende Art und Weise zu vermitteln, dass es bei Körperbetrachtungen nicht nur um Wohlbefinden geht, sondern, dass der Wert eines Menschen sich nicht am Gewicht oder Aussehen eines Körpers festmacht. Es geht darum, deutlich zu machen, dass wir in einer Kultur sozialisiert werden, die ständig versucht, Körper zu disziplinieren und zu kontrollieren“, erklärt Hadija Haruna-Oelker in „Die Schönheit der Differenz“.¹⁰ Suzie Orbachs Buch „Fat is a Feminist Issue“ zeigt zwei wichtige Punkte auf: dass der Druck, einem bestimmten Schönheitsideal entsprechen zu müssen, eine Methode des Patriarchats ist, um Frauen klein zu halten, und, dass dick_fette Frauen innerhalb der Frauenbewegung aufgrund ihrer Körper diskriminiert und ausgeschlossen werden. Spuren dieser Ausschlussmechanismen finden wir auch noch im gegenwärtigen Diskurs. In den letzten Jahren ist nicht nur der Hashtag #bodypositivity, sondern auch die Bewegung von Weißen Frauen und dem Mainstream übernommen und kommerzialisiert worden. Wenn ich als weiße, *thin-passing* Frau über meine Körperprobleme spreche, wenn Sie sich vielleicht schon gedacht haben, dass Sie das kennen, dass Sie das schön und gut und beruhigend empfinden, zu hören, mit diesen Gedanken nicht allein zu sein, dann geschieht das auf dem methodischen und aktivistischen Fundament, das uns Frauen gebaut haben, die zumindest in der deutschsprachigen Öffentlichkeit weitestgehend unsichtbar sind: Dicke Frauen und Frauen of Color. Ich werde zwar regelmäßig gefragt, warum ich „so zugenommen“ habe, manchmal sogar, ob ich schwanger bin, aber sonst bereitet mir mein Körper keine Schwierigkeiten. Ich kann modische und fair produzierte Kleidung in meiner Größe problemlos erwerben. Wenn ich zum Arzt gehe, werden meine Beschwerden ernst genommen. Zu mir sagt niemand: „Nehmen Sie einmal zehn Kilo ab, dann wird es schon wieder.“ Ich kann öffentliche Verkehrsmittel

10 Haruna-Oelker, Hadija: Schönheit der Differenz. Miteinander anders denken, 2022, S. 416.

nutzen, Stühle sind nie zu klein für mich, mein Körper hindert mich nicht an sozialer Teilhabe, er stand mir noch nie im Weg: egal, ob ich einen Job oder eine Beziehung gesucht habe. Das sind Privilegien, die mehrgewichtige Personen oder Personen of Color sehr oft nicht haben. Ich weiß das, ich finde es schlimm, meine Probleme sind dagegen klein. An manchen Tagen wiegt die Enttäuschung über meinen 65-Kilo-Körper, darüber, wie ich es nur „so weit kommen lassen konnte“, trotzdem eine Tonne. Wenn jemand „gut schaut aus“, zu mir sagt, höre ich: „Fett bist du geworden!“ Mich stört es nicht, dass meine Schlüsselbeine und meine Rippen nicht mehr so hervorstechen wie früher und an den meisten Tagen stört mich auch diese neue, zweite Bauchfalte im Sitzen nicht. Mich stört am meisten, dass mir das Gefühl gegeben wird, es müsse mich stören. Weil ich doch früher dünner, ergo hübscher war, also besser, weniger mangelhaft. Melodie Michelberger bringt es in „Body Politics“ auf den Punkt, wenn sie schreibt: „Das Wort ‚dick‘ beschreibt in unserer deutschen Sprache nicht nur eine Körperform, dick beschreibt einen Zustand, einen, der unerwünscht ist. Wer möchte schon dick genannt werden?“¹¹

„Du könntest einfach mehr Sport machen, du könntest abnehmen, dann wärst du bald wieder fit“, sagen die Menschen zu mir, die mir vor zehn Jahren erklärt haben, ich wäre zu dünn. Wer am sogenannten „Idealgewicht“ festhält, sitzt einem Irrtum auf, denn Schlanksein und Gesundheit sind keine Synonyme.

Ich war sehr lange sehr schlank. Zigaretten, Kaffee und Weißwein haben wenige Kalorien. Meine vielen Leberkäsesemmeln, die ich in meiner Barkeeperinnenzeit gefrühstückt habe, habe ich mir in der nächsten Schicht wieder runtergelaufen: im Schnitt 18.000 Schritte pro Nacht. Ich habe

11 Michelberger, S.112.

viel getrunken, gekotzt und bin immer mal wieder in Ohnmacht gefallen. Ich hatte XS-Bikinihöschen und konnte keine volle Bierkiste tragen, ohne nachher Sternchen zu sehen. Manchmal bin ich vor Unterzucker umgekippt, aber trotzdem: Menschen sehen mein neues Fett an den Hüften und sind der Überzeugung, ich wäre damals gesünder gewesen, als ich es jetzt bin. „Aber Bauchfett, dass Bauchfett ungesund ist, weiß man doch!“, sagt meine Mutter. Ja, das weiß man. Was nicht alle wissen, ist, dass kein Bauchfett haben auch ungesund ist, besonders für Frauen. Bauchfett schützt die Reproduktionsorgane, aber uns wird eingepflegt einen Sixpack haben zu wollen. Bauchmuskeln sind anspruchsvoll, sie zeigen sich erst ab einem Körperfettanteil unter 15%. Ist der Körperfettanteil zu niedrig, kann der hormonelle Kreislauf und damit der Zyklus massiv gestört werden. Viele Fitnessinfluencerinnen haben daher in den letzten Jahren vom Ausbleiben ihrer Menstruation berichtet. Manche finden das gut, es ist praktisch. Eine österreichische Studie unter Teenager*innen von 2018 ergab, dass 60% der Mädchen und 70% der Jungs negative Gefühle hinsichtlich der Regel haben, sie ekelig oder peinlich finden.¹² Praktisch also; wer genug trainiert, entspricht nicht nur dem Schönheitsideal, sondern ist auch noch das lästige Blut los. Bauchfett, jedes Fett, pauschal als ungesund und unschön zu stigmatisieren kann also unerwartete Folgen haben – negative.

Gesundheit wird definiert als ein Zustand des umfassenden körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens. Die fitte, schlanke Leistungssportlerin, die wegen ihres vielen Trainings keinerlei Freundschaften mehr pflegt oder die frischverliebte, übergewichtige Büroangestellte mit dem großartigen Sozialleben, die sich in ihrem Körper wohlfühlt. Wer würde letztere als die gesündere bezeichnen? Kaum jemand. Wir wür-

12 <https://kurier.at/wissen/raus-aus-dem-ekel-eck-jeder-dritte-jugendliche-weiss-nichts-ueber-menstruation/313.059.133>, aufgerufen am 10.9.2022.

den vielleicht argumentieren, dass Leistungssport auch nicht gut ist, ein Mittelmaß ideal wäre, und trotzdem: eine glückliche Dicke als gesund zu bezeichnen, fühlt sich irgendwie falsch an. Das ist internalisierte Fettfeindlichkeit. Wir sind alle mit ihr aufgewachsen.

Ebenso wichtig, wie die Erinnerung an die Definition von Gesundheit, ist der theoretische Überbau dahinter, nämlich die systemisch transportierte und von uns allen unbewusst reproduzierte Annahme, nur ein gesunder sei ein guter Körper, denn nur er ist ein arbeitsfähiger Körper. Unsere Gesellschaft, unser Sozialsystem ist auf dieser Annahme aufgebaut, es funktioniert nur, wenn es von genug arbeitsfähigen Menschen und den Steuergeldern, die sie mit ihren Körpern erwirtschaften, getragen wird. Alte Körper, Körper mit Behinderungen, dick_fette Körper sind in der neoliberalen Welt weniger wert, weil sie als weniger leistungsfähig bewertet werden als der junge, gesunde Körper. Wer dem Ideal nicht entspricht, wird ins gesellschaftliche Abseits geschoben. Marginalisierten Personen Teilhabe zu ermöglichen ist nicht im Sinne des Systems, stattdessen setzen wir dick_fett mit faul und ungepflegt gleich, und verbannen Frauen über 60 aus der öffentlichen Wahrnehmung.

Unsere Körperbilder sind geprägt von nationalen und lokalen Kulturen. Unsere Eltern, Mütter ganz besonders, dienen als Vorbilder, sind prägende Parameter in unserem eigenen Körperwertesystem. Wie meine Mutter sich vor dem Spiegel die grauen Haare ausreißt. Wie sie ihre Brüste in die Hand nimmt, hochhebt und wieder hängen lässt, das Gesicht missbilligend verzieht. Das sind normale Bilder für mich, sind Rituale, die ich lange kopiert habe, ohne zu hinterfragen. Es hat für mich zum Frau-Sein dazugehört, genauso, wie das ewige am-Körper-arbeiten. In unserer neoliberalen Welt ist alles optimierbar. Wir müssen wachsen, uns entwickeln, an uns arbeiten, etwas leisten, nein: wir können es uns nicht leisten, uns

gehen zu lassen. Das gesellschaftliche Narrativ sagt: Wer Fett hat, ist zu faul, frisst maßlos – was auch im Zeitalter der Kirchenaustritte noch als Todsünde gilt. Depressive Menschen geben sich nicht genug Mühe, und arme Menschen sind selbst schuld, niemand zwingt sie schließlich in prekären Berufen zu bleiben. Auch darum denke ich, dass wir so nach Schönheit, den perfekten Körpern, streben. Denn die Möglichkeit, den Körper zu verändern, sei es durch Operationen, vermehrten Sport, teure Kleidung oder Kosmetika, erhöht nicht nur den sozialen Stellenwert. Ein schöner Körper dient als Schichtzugehörigkeitsmarker, denn Zeit und Geld in ihn zu investieren, muss man sich leisten können, und wer als arm gelesen wird steckt in der sozialen Hackordnung ganz unten.

Meine Freundinnen und ich, wir sind wieder zwölf. Wir tragen Stringtangas, wir kleben uns die neuen schwarzen Slipeinlagen für Stringtangas in unsere Höschen, denn wir wissen schon: Schwarz ist sexy, ist verrucht, ist begehrenswert. Wir sind halbe Kinder, aber ganz genau das wollen wir sein: begehrenswert. Es vergeht noch eine Dekade, bis wir Bourdieu gelesen haben werden oder verstehen, was der *Male gaze* ist, aber wir wissen es schon so, wissen schon damals: unsere Körper gehören zu unserem sozialen, unserem kulturellen Kapital. Wir inszenieren sie so, wie wir denken, dass Männer sie gerne sehen würden, wir haben es so verinnerlicht, dass wir es auch als Erwachsene noch tun und bewegen uns dabei doch in einem streng abgesteckten, engen Rahmen. Wir sollen und wollen dünn sein, aber nicht zu dünn, auf keinen Fall der Heroin-Chic der 90er. Gepflegt, geschminkt, natürlich, aber nicht angeschmiert, das wäre doch nuttig. Straff und trainiert sollen und wollen wir sein, aber nicht übertrieben, eine Heterofrau mit Butch-Ästhetik, undenkbar. Braungebrannt wollen und sollen wir sein, nein sonnengeküsst, aber wehe. Wehe, das Melanin ist angeboren, dann muss Bleichcreme her, denn das Schönheitsideal ist und bleibt weiß oder zumindest *light-skinned*. Wir sollen und

wollen weiblich sein, feminin. Aber nur, wenn wir uns mit dem uns bei der Geburt zugewiesenen weiblichen Geschlecht identifizieren. Wir sollen und wollen schöne, gepflegte Haare haben, aber nur nicht unter den Achseln. Auf keinen Fall an den Beinen.

Ich wünsche mir einen neutralen, einen wertfreien, bewertungsfreien Umgang mit meinem Körper. Ich möchte mich in ihm wohlfühlen, im Schwimmbad, auf Bühnen und Podien, unter anderen Frauen. Ich will mich nicht vergleichen, nicht verglichen werden. Ich möchte andere Menschen und ihre Körper nicht mehr bewerten, mir keine Gedanken mehr machen und wenn doch, dann wünsche ich mir einen wertschätzenden Dialog. Ich möchte über graue Schamhaare und Haare auf den Brustwarzen, über Kaiserschnittnarben, Pigmentflecken, über Fett und Haut sprechen können, wie über alles andere auch. Ich möchte, dass Laurie Penny Recht hat. Ich wünsche mir, dass niemals wieder jemand auch nur einen Cent an meiner Unsicherheit verdient. Als was ich meinen Körper sehe: ein gesellschaftliches Schlachtfeld, eine ewige Baustelle. Als was ich ihn sehen möchte: ein Haus für mein Ich. Ich weiß, ich bin noch lange nicht dort. Ich weiß, wir als Gesellschaft sind noch lange nicht dort. Ich weiß aber auch, am Anfang einer jeden Veränderung steht ein Bewusstwerdungsprozess, der auch von einem Text wie diesem ausgelöst werden kann. Von der Schönheit, der puren, ungefilterten Menschlichkeit, die uns aus Sabine Dutys' Bildern entgegenstrahlt. Dass wir in ihren Figuren unsere Mütter, Freudinnen, uns selbst erkennen könnten. Vielleicht legt sich durch die Betrachtung von Dagmar Höss' Stickereien bei der einen oder andern von uns ein innerer Schalter um. Und morgen entscheiden wir uns nicht für den Rock, der die beste Figur macht, sondern für den, mit dem wir am besten Fahrrad fahren, arbeiten, die Kinder kuscheln, atmen, leben können. Weil ich überzeugt bin, dass Kunst genau das kann und soll: dass sie uns neue, innere Räume aufmacht. Räume, in denen wir uns wohlfühlen können. Und zwar genau so, wie wir sind.

Literatur:

Daycard, Laurène: *Die Erfindung der Cellulite*, auf: [vice.com/de](https://www.vice.com/de), 2016

Hagen, Rainer und Rose-Marie: *What great paintings say. Beautiful Nudes*, Taschen, London, 2018

Haruna-Oelker, Hadija: *Die Schönheit der Differenz. Miteinander anders denken*, Random House, München, 2022

Herbst, Hanna: *Feministin sagt man nicht*, Brandstätter, Wien, 2018

Michelberger, Melodie: *Body Politics*, Rowohlt Polaris, Hamburg, 2021

Orbach, Suzie: *Bodies. Im Kampf mit dem Körper*, Arche Literatur Verlag AG, Zürich-Hamburg, 2021

Penny, Laurie: *Fleischmarkt. Weibliche Körper im Kapitalismus*, Nautilus, Hamburg, 2012

*1969, lebt und arbeitet in Linz und Wien. Nach ihrem Studium in der Meisterklasse Textil an der Kunstuniversität Linz absolvierte sie einen Lehrgang zur Museums- und Ausstellungskuration am Institut für Kulturwissenschaften Wien. Von 2005 bis 2020 war sie Vorstandsmitglied des „Festival der Regionen“ in OÖ. Zurzeit arbeitet sie für die OÖ Landeskultur GmbH und ist u.a. Mitglied in der KünstlerInnenvereinigung MAERZ.

In ihren zahlreichen künstlerischen Projekten führt sie ihre Erfahrungen in der Arbeit als Künstlerin, Kuratorin und Kunstvermittlerin zusammen.

www.dagmarhoess.com

DAGMAR HÖSS





I know
aus der Serie: It's complicated
Lambdaprint/Dibond, Acryl, 2020
120 x 80 cm

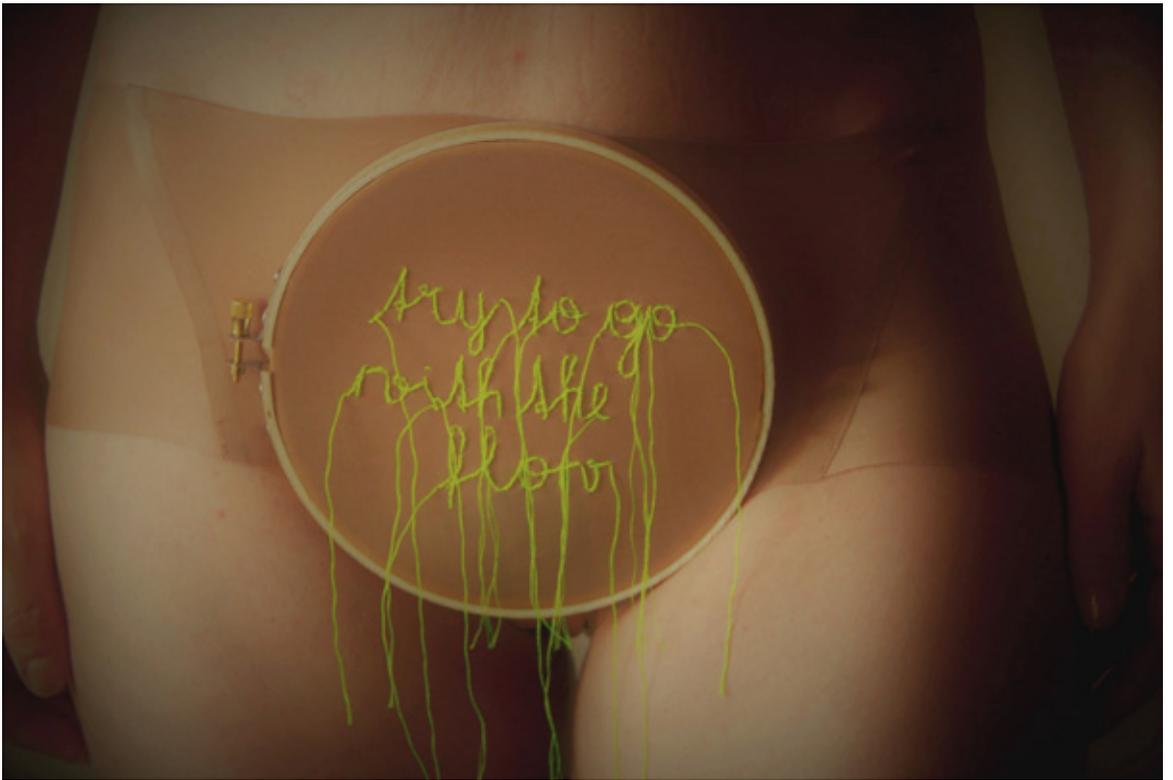
Die Auseinandersetzung mit dem, meist weiblichen, Körper und der symbolischen Macht von Kleidung sowie der konzeptuelle Einsatz von Textpassagen oder Zitaten sind die zentralen Elemente in Höss' Werkserien. Sie setzt dabei unterschiedliche Techniken, wie Fotografie oder Textil, die sie oft auch miteinander kombiniert und in installativen Settings räumlich inszeniert.

In der Serie „It's complicated“, die sie 2019 bei einer Residency in New York begonnen hat, bestickt sie „shapewear“ mit Kommentaren ihres inneren Kritikers und macht dadurch deutlich, wie sehr wir mit unserem Denken gesellschaftlichen Zwängen unterliegen. Der „unfertige“ Charakter, welcher durch den an der Kleidung belassenen Stickrahmen und den herunterhängenden Fäden vermittelt wird, bildet einen Kontrast zur perfekt glatten Oberfläche des Stoffes und kann als eine Metapher für die innere Zerrissenheit zwischen dem eigenen Empfinden und den äußeren Erwartungen gelesen werden. In der neu entstandenen Werkserie „body matrix“ führt sie dieses Konzept fort: Dabei handelt es sich um großformatige Fotografien von Körperfragmenten der Künstlerin, welche an einzelnen Stellen von einer amorphen, gestickten Struktur durchdrungen werden. Die Nadel durchsticht nicht nur die Fotografie, sondern verletzt gleichzeitig auch die Haut, um sie im selben Augenblick mit dem Faden wiederherzustellen.

Ausgangspunkt für diese Serie waren für Höss die Fragen: „Was macht MICH eigentlich aus? Wie nehme ich mich selbst wahr und wie realistisch und ganzheitlich kann die eigene Selbstwahrnehmung überhaupt sein?“ Die Wahrnehmung des eigenen Körpers und der eigenen Person ist meist nur fragmentarisch und von einem bestimmten Moment, oder einer gesellschaftlichen Rolle beeinflusst. Die Fotografien visualisieren dieses fragmentarische Selbstbild. „Die mit Kreuzstich bestickten Bereiche auf den Fotografien sind ähnlich einer Matrix, sie brechen die gewohnte Bildoberfläche auf, so als würde man hier für einen Moment die ‚wahre Struktur‘ erkennen können.“



It's complicated
aus der Serie: It's complicated
Lambdaprint/Dibond, Acryl, 2020
120 x 80 cm



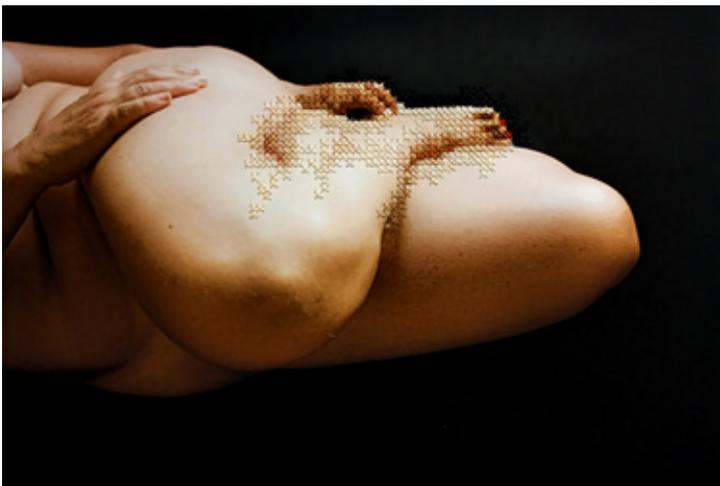
try to go with the flow
aus der Serie: It's complicated
Lambdaprint/Dibond, 2022
70 x 105 cm



Always waiting for someone
aus der Serie: It's complicated
Lambdaprint/Dibond, 2022
75 x 50 cm



Can not let go
aus der Serie: It's complicated
Lambdaprint/Dibond, 2021
120 x 80 cm



body matrix_1-5
Lambdaprint/ Papier, 2022
57 × 38 cm



Impressum

Herausgeber

Land Oberösterreich

Amt der Oö. Landesregierung

Direktion Kultur und Gesellschaft

Leitung: Mag.^a Margot Nazzal

Abteilung Kultur

Promenade 37, 4021 Linz

Kuratorin

Mag.^a Verena Hullik

Redaktion und Texte

Mag.^a Verena Hullik

Korrektorat

Sarah Jonas MA

Layout

Sombrero Design, Martin Bruner

Bild- und Fotocredits

Sabine Duty: © Sabine Duty

Portrait Sabine Duty: © Iljana Duty

Dagmar Höss: © Dagmar Höss

Portrait Dagmar Höss: © Astrid Hofstetter

Portrait Lisa-Viktoria Niederberger: © Jasmin Walter

die**KUNST**SAMMLUNG
des Landes Oberösterreich

